

Daniel Widmer

Berthe

An diesem Morgen schien Berthe nicht sehr gut gelaunt zu sein. Es war 8.15 Uhr, als ich sie in mein Büro hereinbat. Sie hatte seit 7.30 Uhr vor meiner geschlossenen Tür gewartet, bis die Praxisassistentin um kurz vor acht eintraf. Sie hatte sie mit den Worten begrüsst «Ich stehe hier schon seit einer halben Stunde, warte und meine Beine tun mir weh!»

Die Praxisassistentin hatte ihr entgegnet, dass die Praxis erst um acht Uhr öffne und sie zu früh gekommen sei und sie dann gebeten, im Wartezimmer Platz zu nehmen. Daraufhin hatte Berthe sich brummelnd ins Wartezimmer gesetzt. «Sie ist nicht gut drauf», flüsterte mir meine Assistentin zu, als ich eintraf.

Berthe betrat also mein Büro und liess sich um 8.16 Uhr auf ihren Stuhl fallen. Bevor ich überhaupt dazu kam, Sie zu fragen, was sie zu mir führe, sagte sie:

- «Als ich noch gearbeitet habe (sie ist 76 Jahre alt, es ist also schon einige Jahre her, dass sie ihren Posten als Leiterin der Innovationsabteilung verlassen hat), hatte ich immer ein freundliches Wort für mein Gegenüber, wenn ich den Tag begonnen habe ... das hilft ungemein ...»
- «Was wollen Sie damit sagen?»
- «Ihre Assistentin ist wirklich unfreundlich, natürlich eine Ausländerin ... Ich spare mir hier besser, die SVP zu zitieren ...»
- «... anscheinend geht es Ihnen heute nicht besonders gut ...»
- «Nein, überhaupt nicht! Das liegt an diesen Medikamenten. Die vertrage ich nicht. Ich fühle mich ganz aufgedunsen durch dieses Glucophage.»
- «Vielleicht sollten Sie sich Zeit lassen, um sich daran zu gewöhnen. Seitdem wir mit der Glucophage-Gabe begonnen haben, ist ihr Diabetes wesentlich besser eingestellt als unter der Diät allein.»

Am Ende der Konsultation kam noch die Sprache darauf, dass ihr Mann vor nunmehr zehn Jahren verstorben war. Es war also wirklich der falsche Tag, um ein freundliches Wort für Berthe zu vergessen. Trotz meines Versuchs, einen Grund für ihre schlechte Laune zu finden, wurde die Abneigung der Patientin gegen meine Praxisassistentin von Mal zu Mal stärker. Und dass, obwohl sie sich nun schon seit vier Jahren kannten und man den Eindruck hatte, dass sie bisher gut miteinander zurecht gekommen waren. Einige Monate später rief Berthe in der Praxis an:

- «Hier ist Frau Spalt, ich muss den Doktor sprechen ...»
- «Ja, worum geht es bitte?»
- «Es ist etwas Persönliches ...»

Meine Praxisassistentin hatte inzwischen verstanden, dass es besser war, Konflikte mit der guten Frau zu vermeiden, und stellte sie zu mir durch.

- «Was kann ich für Sie tun?»
- «Ich würde gern einen Termin bei Ihnen vereinbaren ...»

Daraufhin unterbrach ich – aus Feigheit, Zeitdruck, Ungeduld, fehlendem Argumentationswillen – meine Konsultation und holte den Terminkalender aus dem Sekretariat, um einen Termin mit ihr zu vereinbaren. Ich brauchte einige Tage, um zu verstehen, wie sehr sie durch ihr Verhalten die Arbeit der Praxisassistentin diskreditiert hatte, auch wenn wir zunächst über die ganze Sache lachen mussten.

Eines Tages kaufte Berthe sich ein neues Telefon mit Rufnummernanzeige: Schnell fand sie meine Durchwahl heraus, als ich sie zurückrief. Ich hatte meine Rufnummer nicht unterdrückt. Seitdem wandte sie sich direkt an mich: «Ich rufe lieber Sie persönlich an, weil Sie mich gut kennen.» In der Tat ist sie mit mir als Hausarzt äusserst zufrieden und schenkt mir jedes Weihnachten einen reichhaltigen Fresskorb oder Blumentöpfe mit Kakteen und Gummibäumen.

Meine Praxisassistentin hat da einen deutlich schlechteren Stand. Sie führt die Blutentnahmen und EKGs ohne grössere Kommentare durch und bleibt dabei immer ruhig und höflich, auch wenn ihr die Patientin sagt, dass es 14 Tage gedauert hat, bis der Bluterguss wieder weg war ... Sie hat sogar einmal versucht, das Eis zu brechen, indem sie Berthe gefragt hat, wie ihr Urlaub war. Letztere hatte darauf nur eine lakonische Antwort parat und beschwerte sich anschliessend bei mir, dass die Praxisassistentin nicht so tun solle, als ob sie der Arzt sei.

Eines Tages zog sich Berthe einen Bruch des linken Oberschenkelhalses zu und musste Rehamassnahmen in einem Reha-Zentrum absolvieren. Ich wurde zum Entlassungsgespräch mit dem Ergotherapeuten, der Physiotherapeutin, den Krankenschwestern, dem Chefarzt und dem ambulanten Behandlungsteam geladen. Wir sassen im Kreis und sie thronte in ihrem Polsterstuhl und verteilte Medaillen wie eine Königin, die einige zu Rittern und Lords ernannt und andere ins Verlies befördert: «Dieser Mann hier ist sehr gut, diese Frau ist ein echter Oberfeldweibel ...»

Dieses Erlebnis, von dem ich meiner Praxisassistentin so schnell wie möglich berichtete, tröstete sie: Sie war also nicht die Einzige ...

Frau Berthe Spalt teilte die Welt demnach in Gut und Böse. Ein medizinisches Team, das Einigkeit, Zusammenhalt und Kohärenz in der Therapie anstrebt, wurde auf einmal durch die Vergabe guter und schlechter Noten von Berthe entzweit. Wie soll da die Behandlung fortgesetzt werden, ohne dass Einige den Mut verlieren und sich andere in einer Allmachtsstellung fühlen? In den Teamsitzungen, in denen es um die Behandlung ebensolcher Patienten geht, gibt es immer eine Krankenschwester, die sagt «also ich habe keine Probleme mit ihr ...», während der Rest des Teams betroffen in die Runde schaut und nicht mehr weiter weiss.

Ich kenne Berthe natürlich schon seit 10 Jahren und kann ihr Verhalten daher mit entsprechendem Abstand betrachten. Als sie zum ersten Mal in meine Praxis kam, war sie 66 Jahre alt und hatte gerade ihren 20 Jahre älteren Mann verloren, mit dem sie seit dem Alter von 26 Jahren zusammen gelebt hatte. Ich erinnere mich immer noch an ihre Bemerkung bei unserer ersten Konsultation:

- «Sie müssen verstehen, für ihn war ich immer jung und hübsch ...»

Ich war verblüfft, denn ich fand sie weder jung noch hübsch ... sie ähnelte eher ihrem kleinen Hund, den ich bei einem meiner späteren Hausbesuche kennen lernte, eine ausgesetzte französische Bulldogge, die sie aus dem Tierheim geholt hatte. Ein lebhaftes und anhängliches Tier.

«Ihr Mann hat sie vergöttert, aber ist es deshalb die Aufgabe ihres Arztes, es ihm gleichzutun, indem er nun ihre zahlreichen Wehwechen wie Bluthochdruck, Diabetes und Osteoporose bewundert?», so die Bemerkung eines Kollegen in der Balint-Supervisions-

gruppe, in der ich den Fall Berthe vorgestellt hatte. Berthe Spalt erlebte eine Kindheit mit einem Vater, der starb, als sie zehn Jahre alt war, und einer Mutter, die sie als streng beschrieb: «Ich musste mich ihr immer fügen.» Aber heute fügte sie sich nicht mehr. Sie legte mir gegenüber ein geradezu majestätisches Gebaren an den Tag, zählte alle Nebenwirkungen ihrer Medikamente auf und entschied selbst über deren Dosierung, wie es ihr gerade passte:

- *«Für gewöhnlich reicht bei mir ein Viertel oder die Hälfte aus, weil ich sehr empfindlich bin, ich reagiere nicht wie die anderen.»*

Darüber hinaus fühlte ich mich unwohl in meiner Rolle des guten Herrn Doktor gegenüber meiner von ihr diskreditierten Praxisassistentin. Wenn man sich mit etwas unwohl fühlt, beschliesst man, den Fall in der Supervision vorzustellen.

Kurze Zeit später, als Berthe während einer Konsultation äusserst traurig wirkte, «Ich habe den Eindruck, dass alle Welt mich im Stich lässt», gab ich ihr folgende Antwort:

- *«Heute fühlen Sie sich vielleicht so, aber als ich vor einem Monat bei Ihnen auf Hausbesuch war und die Nachbarin, die Krankenschwester und den Physiotherapeuten gesehen habe, denen Sie ihre Anweisungen gaben, wirkte es auf mich nicht so, als ob Sie im Stich gelassen würden. Ich habe den Eindruck, dass zwei Seelen in Ihrer Brust wohnen: die Abteilungsleiterin, die wusste, wie Sie Ihr Personal zu führen hat, und das kleine, verlassene Mädchen, das Halt braucht, weil es sich einsam fühlt. Es ist bestimmt nicht leicht, einen solchen Widerspruch in sich zu tragen.»*

Nach einiger Zeit des Schweigens mit undurchdringlicher Miene antwortete sie:

- *«Da ist was Wahres dran. Sie müssen verstehen, eigentlich musste ich immer schon kämpfen. Ich gehöre nicht zu denen, die sich gehen lassen.»*

Und so ging ihr Leben weiter, bis sie vor einigen Monaten starb.

Korrespondenz:
Dr. Daniel Widmer
Facharzt für Allgemeinmedizin FMH
2, Av. Juste-Olivier
1006 Lausanne
widmer@primary-care.ch

Lebensangst 3

Ich war der Glanz in meinen ersten Augen
und ein Geheimnis, das noch nicht gerann
ein allem arglos zugewandtes Staunen
zuinnerst aber schlummerte die Angst

sie wuchs empor zur drohenden Gebärde
und ich wuchs unsichtbar nach ihrer Norm
verstummend, ohne es zu merken
und rang mich wendig in die Form

von der ihr sagt, dass ich es sei
doch ist kein Fluss in meinem Atem
ich bin der Lichtreflex in eurem Schein
und fürchte mich vor dem Versagen

Thomas Schweizer, Hausarzt in Liebfeld